



# ADALBERT-STIFTUNG

## REDE DES PREISTRÄGERS PROFESSOR DR. PETER ZAJAC

anlässlich der  
**Übergabe des Internationalen Adalbert-Preises  
für Frieden, Freiheit und Zusammenarbeit in Europa  
an Professor Dr. Peter Zajac (Bratislava)  
am 13. Juni 2019 auf der Prager Burg**

Sehr geehrter Herr Präsident der Tschechischen Republik!  
Sehr geehrtes Internationales Komitee zur Verleihung des Adalbert-Preises!  
Meine Damen und Herren!

Es ist mir eine große Ehre, vom Internationalen Preiskomitee der Adalbert-Stiftung den Adalbert-Preis entgegenzunehmen. Die Herausforderung, die der Preis für mich darstellt, ist um so größer, als seine Verleihung zum dreißigsten Jubiläum des *annus mirabilis* 1989, des tschechoslowakischen, tschechischen und slowakischen, des mitteleuropäischen und europäischen Wunders stattfindet. Es ist für mich eine besondere Ehre, meinen Namen unter denjenigen Trägern des Adalbert-Preises zu sehen, die die Wende von 1989 repräsentieren. In diesen Augenblicken denke ich an Tadeusz Mazowiecki, József Antall, František Kardinál Tomášek, an Franz Kardinál König, Václav Havel, Helmut Kohl, František Mikloško, Władysław Bartoszewski, Árpád Göncz, Ján Čarnogurský, Petr Pithart, Hanna Suchocká, Imre Kónya.

Mehrere von ihnen habe ich gekannt, manchen bin ich begegnet, und ich hoffe sagen zu dürfen, dass mich mit einigen von ihnen eine persönliche Freundschaft verband. Ich entsinne mich, wie wir Ján Čarnogurský begrüßten, als er aus dem Gefängnis kam und direkt auf die Novembertribüne in Bratislava stieg. Ich erinnere mich an den Ort der heutigen Verleihung des Adalbert-Preises, an die Stadt Prag, die Burg und den Sankt-Veits-Dom, an die erste Einführung Václav Havels in das Amt des Präsidenten der Tschechoslowakischen Republik im Dezember 1989. Ich stand mit Freunden unter dem Balkon, auf dem er seine Rede hielt, Karel Schwarzenberg holte einen Flachmann hervor, und mit Martin Bútora und weiteren Freunden haben wir daraus einen speziell für diese Gelegenheit ausgewählten alten Kognak getrunken. Bei Václav Havel denke ich auch an die Erhabenheit seines Begräbnisses und an die Totenmesse, die Dominik Kardinal Duka für ihn im Sankt-Veits-Dom zelebrierte. Ich erinnere mich an die Konferenz „Ethik und Politik“, die wir 1990 in Bratislava abhielten, auf der wir Tadeusz Mazowiecki begrüßten. Das größte Erlebnis hatte ich aber 2005 in Budapest, als František Mikloško den Adalbert-Preis erhielt und einen bis dahin nie dagewesenen Schritt vollzog – er entschuldigte sich bei den Ungarn für das Leid, das wir ihnen in der Geschichte zugefügt haben. Damit stellte er das slowakische Stereotyp, das eine ungarische Entschuldigung einfordert, auf den Kopf. Ich erinnere mich auch daran, wie

wir mit László Szigeti und František Mikloško Arpád Göncz in seiner Budapester Residenz aufsuchten; es war ein sehr persönlicher, man könnte fast sagen, ein launiger Besuch. Und selbstverständlich erinnere ich mich an Petr Pithart und an unseren Besuch in Oxford 1992, wo wir uns Gedanken darüber machten, wie der gemeinsame Staat zu retten sei.

Ich nehme den Adalbert-Preis mit großer Ehrfurcht entgegen. Das kann die Ehrfurcht vor Gott und der Geschichte sein wie im Falle des Heiligen Adalbert, es kann die philosophische und ästhetische Ehrfurcht Edmund Burkes sein oder auch Kants Ehrfurcht vor der Natur, die heute zum Schlüssel für das menschliche Überleben wird. Ohne diese Ehrfurcht, die uns unüberschreitbare Grenzen setzt, blieben nur Hochmut und Hybris.

1989 kehrte Mitteleuropa auf die Karte Europas zurück. Nach dem Jahr 1953 in der DDR, dem Jahr 1956 in Ungarn und Polen, dem Jahr 1968 in der Tschechoslowakei und dem Jahr 1980 in Polen. Es hat sich gezeigt, dass das Wahre und Gerechte niemals verloren sein kann. Dass sich die Bedeutung des Begriffs Mitteleuropa nicht in der geografischen Verortung erschöpft, nicht in der Geschichte, in der wir längerfristig mal nebeneinander, mal miteinander und mal durcheinander verkehren, sondern auch in Werten wie Wahrheit und Gerechtigkeit. Gerade deshalb muss auch heute gesagt werden, dass das Jahr 1989 ohne Michail Gorbatschow undenkbar gewesen wäre, auch wenn sein Schritt eine Ausnahme in der Geschichte Russlands war und das heutige Russland so tut, als hätte es ihn nie gegeben.

Ich halte es für ein großes Glück, zu jener Generation zu gehören, für die 1989 ein Schlüsseljahr war, denn wir haben einen Wandel erlebt, wie er nur alle hundert Jahre vorkommt. Dass ich dabei sein konnte, dass ich Mitakteur und Mitgestalter dieses Wandels gewesen bin.

Durch Familienbande und durch meinen Lebensberuf bin ich mit der Geschichte der Slowakei verbunden, mit der Entstehung und Entfaltung der modernen slowakischen politischen Nation, die verknüpft ist mit der romantischen Nationalbewegung. Das ist eine faszinierende Geschichte, in der ein Häuflein slowakischer Intellektueller versucht hat, aus dem Volk eine moderne politische Nation zu erschaffen. So wurden diese Leute 1848 zum Bestandteil einer mitteleuropäischen und gesamteuropäischen Bewegung. Damals waren sie nach 1849 davon überzeugt, dass ihr Versuch gescheitert ist, denn „eine Schwalbe macht noch keinen Sommer“. Trotz alledem ist eine moderne slowakische Nation entstanden, und von den drei Optionen, die Ľudovít Štúr ins Auge gefasst hatte, der polnischen, der russischen und der westlichen, hat sich schließlich die westliche durchgesetzt, die die Slowakei dort verankert, wo sie historisch hingehört: zur Tradition des Heiligen Adalbert.

Ich kenne diese Geschichte in einer persönlichen und familiären Form von meiner Großmutter, für die sich jenes Häuflein Intellektueller nicht aus nationalen Eiferern zusammensetzte, sondern aus Vätern, Großvätern, Schwagern, Schwestern und

Brüdern, Cousinen und Cousins. Meinen Großvater väterlicherseits habe ich nicht gekannt. Ich habe ihn nie gesehen, ihn mir niemals vorgestellt, er war für mich eine abstrakte Größe, bis ich achtundfünfzig wurde und mir vergegenwärtigte, dass er mit achtundfünfzig Jahren gewaltsam von dieser Welt ging. Auch damals stellte ich mir keine metaphysischen Fragen. Ich fragte mich, wie er die Fahrt nach Auschwitz erlebt haben mochte, in einen Viehwaggon gezwängt. Er war damals schon gealtert, er war krank, taub, ohne Überlebenschance. Das Unvorstellbare, Schreckliche, Inkommensurable hat für mich seitdem die Gestalt eines Viehwaggons.

1989 wurde mir bewusst, dass ebenso wichtig wie die Transformation der Gesellschaft, und wahrscheinlich noch wichtiger, die Schaffung einer Gesellschaft der Versöhnung ist. Einer Aussöhnung zwischen den Nachkommen der Anhänger des Slowakischen Staates und den Nachkommen der Nachkriegskommunisten, einer Versöhnung unter Slowaken, Tschechen und Ungarn, einer Versöhnung mit den Deutschen, Juden und Roma. Einiges davon ist in den vergangenen dreißig Jahren gelungen, aber das Erdrückendste von allem, Korruption und die Angst vor dem Fremden, haben überdauert und die Form furchtbarer Neubildungen angenommen. In diesen dreißig Jahren entwickelten sich unsere Schicksale unterschiedlich, oft ganz gegenläufig, aber damals waren wir Teil eines gemeinsamen kollektiven Körpers. Heute ist es schon soweit, dass wir uns dreißig Jahre nach 1989 fragen, was vom damaligen Ethos geblieben ist, und ob es überhaupt Sinn macht, danach zu fragen.

Das, was uns auf jeden Fall verbindet, ist aber ganz gewiss das Jahr 1989. Ich bin davon überzeugt, dass man fragen muss und dass die Antwort ebenso lauten wird wie 1989. Nur diejenigen, die sich erinnern und das Jahr 1989 im Gedächtnis behalten, werden zu einer Regeneration Mitteleuropas und einer Regeneration der Welt imstande sein. Ich mache mir keine Illusionen und ich weiß, dass „die guten Sachen in der Geschichte gewöhnlich von sehr kurzer Dauer“ sind (H. Arendt): Sie haben dann aber entscheidenden Einfluss darauf, was später in den langen Phasen geschieht, die überhaupt nicht schön sind. Und letztes Jahr, nach dem feigen Mord an Ján Kuciak und Martina Kušnírová, ist mir endgültig klar geworden, dass das Ethos des Jahres 1989 wiederkehrt. Sein Träger ist die junge Generation gemeinsam mit jenen, die das Ethos des Novembers 1989 die ganzen dreißig Jahre lang mit sich trugen.

Am 30. Mai 2019 hielt Angela Merkel an der Harvard Universität die Festrede aus Anlass der Graduationsfeier. Sie sagte, dass Veränderungen möglich sind und in den menschlichen Köpfen anfangen. Sie sprach über Digitalisierung und Klimawandel und auch darüber, dass sich die heutigen Probleme nur gemeinsam lösen lassen. Sie sprach über den Respekt vor der Geschichte, der Tradition, der Religion und der Identität anderer. Überraschenderweise verwandte sie dabei eine Metapher von Friedrich Hölderlin: „Wenn wir die Mauern, die uns einengen, einreißen, wenn wir ins Offene gehen und Neuanfänge wagen, dann ist alles möglich. Mauern können einstürzen. Diktaturen können verschwinden. Wir können die Erderwärmung stoppen. Wir können den Hunger besiegen. Wir können Krankheiten ausrotten. Wir können den

Menschen, insbesondere Mädchen, Zugang zu Bildung verschaffen. Wir können die Ursachen von Flucht und Vertreibung bekämpfen. Das alles können wir schaffen“.

Merkel spielte auf die Wendung „Wir schaffen das“ an, die sie 2015 im Zusammenhang mit der Migration und Deutschland gebraucht hatte, was damals zuerst große Zustimmung und später großen Unmut erregte. Heute sagt sie aber noch mehr: dass dieses „Wir schaffen das“ nicht nur die Migration und Deutschland betrifft, sondern uns alle und alle Probleme, vor denen die heutige Welt steht. Sie nutzte Hölderlins dichterisches Bild „Ins Offene gehen“ und verlieh ihm eine neue Bedeutung, denn Hölderlins „Offenheit“ bedeutet heute nicht nur eine räumliche, sondern vor allem eine mentale Offenheit gegenüber der Welt. Die Massenmeetings nach der Ermordung Ján Kuciaks und Martina Kušnírovás waren gerade vom Ethos einer offenen Slowakei getragen.

Im Jahr 1989 gingen wir ins Offene, und von diesem Weg sind wir nicht abgekommen. Daran gemahnen uns die Namen der Adalbert-Preisträger, und darin liegt auch die heutige Bedeutung des Preises. Darum ist diese Verleihung des Adalbert-Preises für mich eine große Ehre und Verpflichtung.